

Der alte Balbeler

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins
Zentralschweiz**

Band (Jahr): **99 (1946)**

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

anderprallen läßt. Ganz in die Kindheitserinnerungen eines alten Priesters versunken, erzählt er von Ereignissen, die nicht in den Geschichtsbüchern stehen, und zeichnet die Menschen, wie sie wirklich waren. Er ist streitlustig wie immer, doch ohne züchtigen zu wollen. Aus Mutwillen und ohne jedes Mißfallen spricht er von jenem Ruswiler Pfarrjunker, der nur mit Widerwillen während der Essenszeit den englischen Gruß betete: „Wenn der Sigrüst auch speisen würde, so würde er nicht leuten, der Lummel!“ — Schon mehr Bosheit steckt dahinter, wenn er vom berühmten Stalder berichtet, er habe seinem einfältigen Vikar die Benützung von Tschupiks „Kanzelberedsamkeit“ verboten, da er die eigenen Predigten aus ihr schöpfte. Aber um dieser gemütvollen Boshaftigkeit willen ist Pfarrer Herzog bis heute im Volke bekannt, und nicht zu Unrecht werden gerade die kleinen Anekdoten des Menschlichen-Allzumenschlichen als das Köstlichste aus seinem Werk immer wieder erzählt und im ursprünglichen Geiste umgedichtet.

VI. Der alte Balbeler

Würde ein Maler beauftragt, das Konterfei des Ballwiler Pfarrers zu zeichnen, so wie er den Streitlustigen aus den Schriften zu erkennen glaubt, er könnte die Aehnlichkeit mit dem lebendigen Urbild nicht ganz verfehlen. Hat man eine Weile in seinen Werken gelesen und entdeckt dann eines Tages in einem alten Kalender sein Lichtbild, so weiß man auf den ersten Blick: das ist der alte Balbeler! Von mittelhoher Statur, wohlbeleibt, den großen blonden Bauernkopf behaglich auf die Halsbinde gestützt, mit Augen, die unter einer hellen Stirn die ganze lachende Breite des Gesichtes einnehmen, den

Mund zu einem eher derben als geistreichen Scherzwort geöffnet, so steht er da, eher bäuerlicher Stammvater als Nachkomme eines Geschlechts von Geistlichen und Gelehrten, ein selbstbewußter, selbstsicherer Mann, der Naturgenie zu besitzen glaubte, ein Schul- und Paragraphenverächter zeit seines Lebens, aber ein Pfarrer, der sich von seinen Grundsätzen so wenig abmarkten ließ wie ein Bauer von seiner Matte. Hätte er noch im Jahrhundert des Zopfes gelebt, nur widerstrebend und brummend würde er sich als Geistlicher dem strengen Zwang eines korrekten Aeußern unterworfen haben.

Ein Angebinde dieser Zeit aber behielt er als betonter Reaktionär zeitlebens bei: die Kniehose. In den Dreißigerjahren oder schon früher pflegten die Luzerner Geistlichen ihr politisches Bekenntnis durch ihre Beinkleider zu bekunden. Wer den revolutionären Ideen huldigte, trug die lange Hose; wer, wie Herzog, dem bauerndemokratischen Prinzip anhing, schnürte sich auch weiterhin mit Schnalle oder Bündel unter dem Knie. Und der Ballwiler Pfarrer nahm, wie er in einem Gespräch zwischen „Langhösler und Kurzhösler“¹ bezeugt, lieber alle Unannehmlichkeiten der alten Tracht auf sich, das allmorgendliche Bücken, die zwanzig Stück langen Knopfreihen, das Verlachtwerden in den reformierten Dörfern, als daß er sich den verhaßten Ruf der Freisinnigkeit zugezogen hätte.

„Ein jovialer Kumpan, aber kein gar musterhafter Pfarrer“, sagt Konstantin Siegwart-Müller von ihm. Es ist das Urteil eines Mannes, für den sich Herzog in die Schanze schlug, und der keinen Grund hatte, ihm übelzuwollen. Nicht leicht ist es, sich von Herzogs Seelsorgetätigkeit ein Bild zu machen. Das Ballwiler Pfarrarchiv enthält aus den Jahren 1841—1883, in denen Herzog dort amtierte, wohl viele Dokumente über den Kirchenbau; sonst aber scheint der Pfarrer jede Buchführung vernachlässigt zu haben, sein Gedächtnis stand ihm für alles gut.

Als ein Bauer, der Latein gelernt hat, muß er manchen Amtsgenossen vorgekommen sein, als ein witziger Kopf zwar, doch ein Geistlicher, der gerne die Grenzen zwischen sich und dem Volke verwischte. Zudem scheute

¹ Neue Sion. 1852 Nr. 56.

er sich ja nicht, die Gemeinde als Richterin über ihren Hirten aufzurufen; besser war es also, die Türe der Kapitelstube ihm nicht allzuweit zu öffnen. In der geistlichen Hierarchie hat er denn auch nur die unterste Stufe erklimmen.

Als man ihn im Mai 1860 zum Sextarn wählte, fand er es angezeigt, den Text, den er gerade unter den Händen hatte, zu unterbrechen und dem Leser zu melden, die Feder, die ihn hier unterhalte, sei von gestern her nicht mehr die eines einfachen Landpfarrers, sondern die eines Sextars — „wenn einer weiß, was das ist“ — doch eines bloßen Titularsextars „ohne alle Jurisdiktion, ohne Regiunkel und natürlich auch ohne jedes Einkommen, ja ohne alle Bedeutung und alles Ansehen.“²

Als Vikar an den sonnenhellen Ufern des Sempachersees hatte er wohl von einem großen Wirkungskreis geträumt, wenn auch nicht auf einer der reichausgestatteten „Junkerpfünden“, so doch in einer volkreichen Pfarrei, die von ihrem Seelsorger ganzen Einsatz verlangen würde. Im Tausendseelen-Ballwil, wo der Ebersoler Geist so stark verwurzelt war, fand er dann aber schnell die Aufgabe seiner Mussestunden und pries bald das „Mittler-Heerli“ unter allen Geistlichen das glücklichste.³

Ohne die Feder wäre er vielleicht verbauert; er mußte etwas werken. Langes Beten und Betrachten war nicht seine Sache. Mit dem Brevier rang er oft wie ein pflügender Bauer mit der Ackerfurche, die kein Ende nehmen will.

„Macht es ihm Mühe, wenn ein de ea⁴ ist, wo die Psalmen zahllos sind, ungewöhnlich lang, da nimmt er es... mit einer Art Widerwillen hervor, speit in die Hand, wischt seine Augen aus, die natürlichen und gläsernen, und freut sich dann desto mehr, wenn er die Matutin gebändigt.“⁵

² Ehrentempel II 38.

³ Neue Sion 1852 Nr. 42.

⁴ sc. de feria. An Festtagen beteten die Geistlichen auch unter der Woche das kurze Sonntagsoffizium. Das Offizium der gewöhnlichen Werktage (de ea) war dagegen sehr lang. (Seit 1912 abgeändert.)

⁵ Ehrentempel IV 73.

Was er so von einem betbeflissenen Kaplan erzählt, hat er eher sich selbst abgeschaut. Daher sein wachsendes Grauen vor einem untätigen Kanonikat in Beromünster, wo es sich für einen Priester kaum der Mühe lohne, die Kirche nur zu verlassen, da ihn die Glocke sofort wieder zum Chorgebet herbeirufe.⁶ In dem Paradies seiner Kindheit sah er nun immer mehr das Dorf ohne Gärten, die Residenz des frühen Winters und des frostigen Frühlings, den Ort der Hinfälligkeit und der Leichenbegräbnisse. Nur mit Widerwillen ließ er sich im Jahre 1883 als Dreiundsiebzigjähriger zum Chorherrn wählen, obwohl er schon seit geraumer Zeit kaum mehr seine priesterlichen Funktionen ausüben konnte. Am 17. April hielt er seinen Einzug im Hertensteinhof zu Beromünster, in einem der wappengeschmückten Häuser, die Schulter an Schulter den freien Platz vor der Stiftskirche umstehen. Aus der engen Behausung soll er sich noch hin und wieder zur hochgelegenen Wallfahrtskirche Maria Mitleiden in Gormund hinaufbegeben haben, um von der Ringmauer auf die sonnigen Hänge des Lindenberg hinüberzusehen und ein Stück Seetal zu erhaschen, wo er jeden Hof zu benennen wußte und jede Baumgruppe kannte. Als dann aber der gefürchtete Winter mit der Münstererbiese einfiel, verließ er Haus und Bett nicht mehr. In der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember 1883 ist Herzog nach hartem dreistündigem Todeskampf gestorben.

Als Totenschreiber hatte er einmal den eigenen Nekrolog sich vorzustellen versucht. „Gestern früh, nach langem Krankenlager, verschied der bekannte Humorist H. in B. . . .“, glaubte er zu lesen.⁷ Denn als Humorist wollte er auch über sein Grab hinaus gewertet sein. Und dieser Wunsch ist ihm in seltener Weise erfüllt worden. In seinen Schriften wird heute nur wenig geblättert, unter dem Familiennamen ist er kaum mehr bekannt. Wo

⁶ Ebda. V 78.

⁷ Ehrentempel I 91.

aber in Pfarrhöfen und Bauernstuben das schlagfertige Wort eines Landpfarrers über den Tisch fällt, da wird es dem „alten Balbeler“ in den Mund gelegt. Ein Kranz von Anekdoten hat sich an seinen Namen geheftet. Und, obwohl sein Tod schon sechzig Jahre zurückliegt, sind sie noch von wunderbarer Uebereinstimmung und Einheitlichkeit. Pfarrer Herzog ist darin nicht etwa zum ländlich-tölpelhaften Kleriker geworden, wie ihn der heimatlose Schwank aller Völker liebt; er blieb auch im Volksmund bis heute die kraftvolle Figur eines Bauernpfarrers, der jeden Spott schlagfertig erwidert und die Dinge bei ihrem Namen nennt.

Der „lustige Balbeler“ hieß er zu Lebzeiten, den „alten Balbeler“ nannte man ihn später, um ihn von seinem Nachfolger im Ballwiler Pfarrhaus zu unterscheiden. Wenn er heute unter diesem Namen beinahe Legende geworden ist, so muß er schon im Leben die Kraft der Volkstümlichkeit in sich getragen haben.

Er war kein Sonderling — auch an diesen hängt sich ja die Sage — er war vielmehr ein Volksmann und zwar in einem weit höhern Sinne, als ihn die bloße Popularität bedingt. Er verachtete sie nicht, diese Popularität, er galt gerne als Original. Im eigenen Hause liebte er die Geselligkeit und trug durch guten und schlechten Wein, durch gepfefferten Witz, ja selbst durch sein geliebtes Geigenspiel alles dazu bei. Nie scheute er sich, fremde Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Ein emsiger Briefschreiber jedoch scheint er nicht gewesen zu sein; er hätte einer ausgedehnten Korrespondenz zu oft den Mittagschlaf opfern müssen. Lieber ging er selbst auf Reisen. Alljährlich im Sommer oder Herbst flog er aus, — „für 1133 Franken kann man nicht das ganze Jahr daheimbleiben und Residenz halten“, schreibt er in sein Gästebuch. Seine Begleiter der frühern Jahre waren der Pfeffikoner Pfarrer Martin Herzog, seit 1870 Kaplan in Römerswil, ein Gegenstück der Gemütlichkeit, und Pfarrer Jakob

Buck von Hitzkirch, der spätere Dekan. Als „Marti“ und „Jakob“ tauchen sie in seinen Reisebeschreibungen wieder auf und haben manch boshaften Seitenhieb auf sich zu nehmen. Der reisende Pfarrer hatte seine Lieblingsroute. Sie führte ihn zu Fuß über den St. Gotthard und von dort — nach einem bösen Ritt durch das Oberwallis, wo sich ein Pferdetreiber den Spaß erlaubte, die Gäule der beiden Schwarzröcke fortwährend mit der Peitsche zu bestreichen — ans Gestade des Genfersees.⁸ Oder er wandte sich auf der Gotthardhöhe nach Osten, durchwanderte die Bündnertäler, fuhr dann hinab an den Bodensee und besuchte einige württembergische Dörfer und Pfarrhäuser. Im Weltausstellungsjahr (1855) zog er nach Paris, ein andermal nach Lourdes und Montreal. Innsbruck, Wien und Budapest hat er sich angeschaut, und in den Siebzigerjahren durchwanderte er auch das „Pomeranzenland“.⁹ Die beständigen Pole seiner Reisemagnetnadel aber waren die süddeutschen Städte Freiburg, Augsburg, München und Regensburg. Fast keine Fahrt blieb unbeschrieben. Er verwertete sie in den Korrespondenzen der „Neuen Sion“, um der süddeutschen Geistlichkeit den armseligen Eindruck vor Augen zu halten, den er aus ihren Pfarrhäusern und Kirchen nach Hause gebracht habe; oder er unterhielt damit die Leser des „Katholischen Luzernerbieters“, wobei er allerdings oft größeres Interesse an seiner Person als an der Reiseroute voraussetzte.

Doch der große Bekanntenkreis und die Geselligkeit allein hätten nicht vermocht, seine Aussprüche zu verewigen. Dies war nur die eine Seite seiner Volkstümlichkeit. Daß er aber in einer schlimmen Zeit, als sich nur

⁸ Neue Sion. 1850 Nr. 109 (10. Sept.) Beilage Nr. 23: Reisebilder aus der Schweiz.

⁹ Eine Reise ins Pomeranzenland. Bürli, Klingnau 1875. Der Aufsatz ist, zusammen mit der „Reise nach Regensburg in Sachen der neuern Kirchenmusik“ wohl im „Unterhaltungsblatt der Botenschaft“ erschienen. Es konnte kein Exemplar aufgefunden werden.

noch wenige zum Sprachrohr des Luzerner Bauernvolkes hergeben wollten, seine Stimme furchtlos erhob, das sicherte dem alten Balbeler einen Hauch von Unsterblichkeit. Es sind seine Schriften, wenn auch heute nur von wenigen gelesen, die seinen Namen weitertragen.

Seine Publizistik stellte sich bald in den Dienst der Politik, bald in den der Kirche. Er war Bauern demokrat und er war Tübingertheologe. Durch Familie und Nachbarschaft wurde er auf dem Gesinnungsboden von Ebersol festgehalten. Bauernherrschaft bedeutete ihm aber nicht völlige Unmittelbarkeit der Regierung. Der Gedanke der Landsgemeinde ist im Luzerner nie hochgekommen. Zu lange hatte die Landschaft unter der Führung der Stadt und des sparsamen Patriziates gestanden, als daß die völlige Umkehr der Dinge sie begeistert hätte. Herzog ist zudem in einem Dorfe aufgewachsen, das Jahrhunderte hindurch Luzerns Gelehrtenstube war. Der Münsterer konnte noch weniger als manch anderer die Führung einer gebildeten Schicht ablehnen. In verschiedenen Nachrufen auf Herzog liest man, daß er in der Stadt gerne in alten Junkerhäusern verkehrte. Das Ballwiler Fremdenbuch beweist, daß er wenigstens mit der Familie seines Kollators, des Herrn von Sonnenberg, herzliche Beziehungen unterhielt. Sie sind symbolisch für die Allianz der Luzerner Bauernschaft mit dem von der Aufklärung unberührten Teil des gebildeten Patriziats. Auch den Bauernsouverain behandelt Herzog manchmal mit unsanften Worten. Man hat sich ja erst dann voll auf seine Macht besonnen, als es galt, der Masse der Gottlosigkeit die Masse des gläubigen Volkes entgegenzuwerfen. Der Ausgangspunkt der demokratischen Erhebung lag auf religiösem Gebiet, das gilt auch für Herzogs ganze Publizistik.

Man muß wissen, was die katholische Kirche dem Luzerner als dem Vorkämpfer der Gegenreformation bedeutete, man muß Herzogs Herkunft und sein geschicht-

liches Denken kennen, um seinen Haß gegen das freidenkende Bürgertum des eigenen Kantons zu verstehen und seine starrköpfige Haltung der neuen Schweiz gegenüber zu begreifen. Der Ruf „Die Religion ist in Gefahr!“ war ihm nicht leere Phrase, sondern tiefste fürchterlichste Ueberzeugung. Wie im Staat, so sah er auch in der Kirche etwas Gewordenes, das weder auf den Prinzipien der Philosophen und Rechtsgelehrten noch auf denen der Humanitätsprediger ruht, sondern auf göttlichem Grund. In Tübingen, wo er in jugendlicher Verwirrung neuerungssüchtige Theologen zu finden hoffte, war ihm zu Füßen von Johann Adam Möhler für das ganze Leben gesagt und bewiesen worden, daß die Kirche die Kraft zur Erneuerung stets in sich getragen habe und jeder gerechtfertigten Forderung der Zeit nachkommen könne. Deshalb versuchte Herzog später alle Fragen des politischen und sozialen Lebens vom kirchlichen Standpunkte aus zu lösen. Als junger Pfarrer war er unter dem Einfluß von Johann Baptist Hirscher lebhaft für die gemäßigte Demokratisierung der Kirche eingetreten. Die gleichgerichtete politische Bewegung Leus von Ebersol und die zu hart beurteilte unschlüssige Haltung des Bischofs leisteten diesen Bestrebungen Vorschub. Sie hatten das eine Gute, daß sie in manchem Pfarrhaus den Staub von den josephinischen Schmökern wirbelten, hinter denen sich da und dort ein Seelsorger als Gelehrter verschanzt hatte.

Nur in der Opposition konnte Herzog gedeihen. Hätte er nicht widersprechen und neinsagen müssen, kein überflüssiger Bogen wäre beschrieben worden. Seine Bequemlichkeit war ebenso groß wie seine Schreib- und Schimpflust. Schon ein zweites Ueberlesen des Geschriebenen kostete ihn zuviel Mühe. Doch sein lachender Zorn gefiel, deshalb schrieb er weiter. Die Geschichte vom Bauernpfarrer Isidor und die Biographie des greisen Baldegger Kaplans Alois Meier zeigen, welch heitere Gebilde der Erzählungskunst ihm gelingen konnten, wenn der Zorn für

Augenblicke verglühte. Aber auch dann, wenn er Galle spie vor den „neuen Junkern“ des liberalen Beamtentums oder seinen Amtsbrüdern reinen Wein einschenkte, er packte die Menschen stets dort, wo sie am unwiderstehlichsten sind: bei der Gemütlichkeit. Nicht immer schrieb er aus weiser Erwägung, immer aber von Herzen. Deshalb blieben seine Worte im Munde des Volkes.

Anhang

Aus dem Briefwechsel zwischen Jeremias Gotthelf und Xaver Herzog.

(Von den drei erhaltenen Stücken befinden sich die beiden Briefe Herzogs im Gotthelf-Archiv der Stadtbibliothek Bern, der Brief Gotthelfs im Besitz von HH. Prof. Dr. Josef Vital Kopp in Luzern.)

Herzog an Gotthelf.

Hochgeachter Herr Pfarrer!

Da sie einst eine Predigt von mir¹ so freundschaftlich aufgenommen, so bin ich so frey Ihnen diese Briefe² als einen aufrichtigen Gruß zuzusenden. Ich hoffe das Kind soll Ihnen ähnlich seyn, wenigstens habe ich während ich mit ihm gieng Sie oft und mit Innigkeit angeschaut. Nun möchte ich Sie höflichst ersuchen mich bey Ihrem Volke einzuführen und wünschte gar herzlich von Ihnen in einem guten Blatte angezeigt zu werden und

¹ Predigt, gehalten am Gedächtnistage der Schlacht bei Sempach den 8. Heumonath 1844, Luzern 1844.

² Achtzehn neue, lustige Briefe, gewechselt zwischen einem katholischen und reformierten Geistlichen. Zur gegenseitigen Verständigung herausgegeben. Luzern 1845.